

Bezugspreis:
Inland: Jährl. 9 Fr., 1/2jährl. 4.50 Fr., 1/4jährl. 2.50 Fr.
Schweiz: Jährl. 10 Fr., 1/2jährl. 5.30 Fr., 1/4jährl. 2.80 Fr.
— Postamtlich bestellt 20 Rp. Zuschlag. —
Oesterreich und Deutschland:
Jährl. Fr. 18.—, 1/2jährl. Fr. 6.80, 1/4jährl. 3.50
Rebr. Ausland: 15 Fr., 1/2jährl. 7.80, 1/4jährl. 4.—

Anzeigenpreis:
Inland: Die einspaltige Colonne 15 Rappen.
Oesterreich: Die einspaltige Colonne 20 Rappen
Deutschland: Die einspaltige Colonne 20 Rappen
Schweiz u. übriges Ausland: 1spaltige Zeile 20 Rp.
— Restamen das Doppelte. —

Oberrheinische Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint jeden Mittwoch und Samstag in Baduz

Abonnements nehmen entgegen im Inland: Die Zeitungsboten und die Redaktion in Baduz (Postfach); in der Schweiz und im übrigen Auslande: Die Buchdruckerei A.-G. in Mels, die Poststellen und Verwaltung. Inrate nehmen die Redaktion, die Verwaltung, die Zeitungsboten und die Buchdruckerei entgegen u. müssen 10 Pfennig je Vormittag eingehen. — Einleitungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Christlich-Anzeigen Frankomarkte belegen. Annonces wird nicht berücksichtigt. — Verwaltung der „Oberrheinischen Nachrichten“ und des „Liechtensteiner Anzeigers“ in Baduz. — Druck und Expedition: Sargolser, Buchdruckerei A.-G., Mels (Telefon 55)

Zur Politik der Wiener Gesandtschaft.

(Entgegnung von Dr. W. Beck, Baduz.)
Ich gebe Ihnen die Versicherung ab, daß ich auch ohne Diplomatenmäntel und Schwänke den Mut hätte, öffentlich für die republikanische Idee aufzutreten und zu werden, wenn ich überzeugt wäre, daß nun einmal Liechtenstein eine Republik sein sollte. Sie täuschen sich in mir aber, wenn Sie mich zu einem Scheinmonarchisten stempeln wollen. Ich finde mich mit Rücksicht auf meine verschiedenen Neuerungen, in der Presse und sonst gar nicht mehr bemüht, Ihnen und anderen, die mich längst zum Republikaner stempeln möchten, ein unständliches politisches Glaubensbekenntnis abzulegen. Von einem Prinzen lasse ich mir weder die Ueberzeugung geben, noch nehmen, Volk und ganz stehe ich auf dem Boden des Provanalles der Volkspartei, das ich Sie bitte, sich recht gut einzuprägen. Daraus möchte ich nur erwähnen, daß ich uneingeschränkt für eine wirklich demokratische Monarchie auf parlamentarischer Grundlage, ohne besondern Hintergedanken, eintrete. Ein Volksfürstentum soll es sein. Die herabgebotene Behauptung, ich oder die Volkspartei wollen den Fürsten verdrängen, ist eine zu Schamungsmache erfindene Unwahrheit. Ich bitte Sie, sich zu merken, daß nach jenem Programme alle Berufs-Standes- u. Klassen-vorrechte ausgeglichen werden, vorbehaltlich der Vorrechte des Monarchen. Einmal wurde mir der Vorwurf gemacht, ich hätte gesagt, man solle in Zukunft „Derr Prinz“ sagen. Dies entspräche wohl dem Sinne unseres demokratischen Programms. So wenig die Partei, die Führer und meine Meinung dazu da sind, um stets Schmeicheleien, die so gerne gehört werden, zu sagen, und um Unangenehmes zu verschweigen, das man nicht hören will, so wenig mache ich einen großen Unterschied zwischen dem Geburtsstande der Menschen. Prinzen sind für mich Menschen wie jeder andere und ich schätze sie hoch ein oder niedrig, je nach dem allgemeinen menschlichen Verdienste. In meinen Augen entscheidet vor allem der rein menschliche Standpunkt. Ich werde mir in Zukunft je nach den Umständen die Anrede Herr Prinz gestatten. Suchen Sie aber darin nicht wieder die „republikanische“ Gleichheitsmacherei. Das hat nichts mit leeren Schlagworten zu tun und ebenso will ich die Ehrenrechte des Monarchen als solchen nicht berühren. Die Behandlung der gewöhnlichen Bürger von oben herab und das Fühlenslassen, daß man etwas Besseres sei, zieht nicht mehr. Eine solche Behandlung kam in der Nichtbeachtung von Einreden und Telegrammen, aber auch sonst zum Ausdruck. Sie gelten ja meines Willens als der demokratische Prinz im Fürstentum. Wohlan, machen Sie Ihrem Weinamen alle Ehre, indem Sie uns helfen, ein echt demokratisches Staatswesen aufzurichten. Der Ehrenname mag recht bald durch

Zaten bewiesen werden. Endlich erlaube ich mir, daran zu erinnern, daß nach jenem Programm die Ausschaltung aller Zwischennauern zwischen Fürst und Volk und ein unmittelbarer und direkter Verkehr zwischen dem Fürsten und den Landesbehörden verlangt wird. Wie steht es mit der Verwirklichung dieses Postulates, seitdem der Herr Gesandte Außenminister ist, wie manche meinen.
Zimmer wieder wird die Fürstentreue der Volkspartei, ihrer Führer und Angehörigen angezweifelt, ja verhöhnt, trotz der seit 1918 mehrfach kundgetanen Neuerungen. Hierzu folgendes:
Was unter Fürstentreue auf der einen Seite alles verstanden wird und was auf der anderen Seite, will ich nicht weiter untersuchen, das aber glaube ich, daß sie weder klarlich noch bedingungslos und voraussetzungslos ist. Und wenn Sie von mancher Seite immer wieder und gar auffällig betont wird, dann möge man in Wien den Grund hierfür doch verstehen und Betrachtungen anstellen.
Die Fürstentreue zum realenenden Haus kommt insbesondere bei der in früherer Zeit gefassten und auch noch in unserer alten Verfassung erwähnten Subdignität zum lächerlichen Ausdruck. Unsere Altverordnen haben mehrmals gehuldigt. Im Neaerzmararchiv finden sich die Akten über die Subdignität der Herrschaft Schellenberg vom 16. März 1899, der Grafschaft Baduz vom 9. Juni 1712 und der beiden Landschaften anlässlich der Erhebung derselben zu einem Reichsfürstentum vom 5. September 1718. Diese Akten sind auszugswise mitgeteilt im 10. Band des Jahrbuches des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein. Aus jenen Akten geht nun mit aller Deutlichkeit hervor, daß unsere Vorfahren nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung Treue schworen, daß ihnen ihre Rechte u. Freiheiten gewahrt blieben. Ihre Treue war demnach keine unbedingte und slavische. Das geht namentlich aus der offenen Rede des Altlandammanns Vasil Soop von Balzers hervor. — Seither sind mehr als 200 Jahre über unsere Landschaften dahingegangen, mit allen Rechten und Freiheiten sind unter dem absoluten Polizeistaat allmählich zertrümmert und dem Volke sind ganz unbekannt abstraktische Aufstellungen aus fernem Zeitalter aufgedrängt worden. Das zeigt die rechtsgeschichtliche Vergleichen zur Genüge. Wir sind es unsern Altverordnen im Grabe schuldig, daß wir ihnen im Zeitalter der Demokratie Ehre machen. Die Interessen des Landes und des Fürstentums können heute nur mehr und am besten in einer echt demokratischen Verfassung, die an den freien deutschen Meinen paßt, gewahrt werden. Im Sinne einer solchen Verfassung hat sich die Fürstentreue zu bewegen und zu begrenzen. Vergangene Rechtsbearbeitung und

Landesirrende, dem Geiste des Neumanenvolkes widersprechende Auffassungen, es möge auch noch so oft verjücht werden, sie uns mündgerecht zu machen, gehören der Geschichte an. Mir der beständigen Nörgerei über Manas an Fürstentum u. a. muß man es schließlich beargwöhnen finden, und sich nicht wundern, wenn eines schönen Tages in Liechtenstein — ohne mein Zutun und entgegen meinem Willen eine republikanische Partei in aller Offenheit entstehen wird. Die beständige Verbitterung, Benachteiligung u. a. in politischer Beziehung müssen unter der Nachwirkung der Erfahrungen idellich jener rufen, jerner die Verdrängung der demokratischen Verfassungsreform mit einem wirklichen, nicht nur ideinharen Engagement gegenüber den Anforderungen der Zeit, die verjüchte Vererbung eines Ausländers an die Regierung, womit nach dem Glauben vieler eben stillschweigende Nebenabsichten verbunden waren, die ungläubliche Sprache von Spezialagenten, von Maschinengewehren und Pistolen und nicht zuletzt die nachwirkende Erinnerung an unfähige oder autokratische Landesverweier: diese Momente und manch andere, haben unter dem Einflusse des das monarchische Prinzip tödlich verlegenden Krieges bei manchen den Glauben an dasselbe erschüttert. Man mag es schließlich diesen im übrigen ehrenwerten Mitbürgern verzeihen, wenn sie einem andern politischen Ideal huldigen. Je mehr der unwarhrc Vorwurf wegen mangelnder Treue zum Fürstentum erhoben, je hartnäckiger damit politische Spekulation im Land und in Wien angetrieben werden und je mehr man damit Volksforderungen bekämpft, desto größer wird die Zahl der Anhänger eintreten werden. Das polit. Antreibungsstern muß unter diesen Umständen leider Früchte tragen, wie man sie nicht erwarten sollte. Die geistigen Urheber dieser neuesten Erfindungen sind nicht in der Volkspartei zu suchen. Es ist mein publizistische Pflicht, auf neueste Erfindungen hinzuweisen und ich würde sie nicht erfüllen, wenn ich nur Vogel Strauchpolitik triebe. Einen warmen Appell richte ich an Sie, Herr Gesandter, das Uebel bei der Wurzel zu heben, Mißverständnisse und mißdeuten Sie meine Worte nicht!
Mit in dieses Kapitel gehört die Volkstreue, die es neben der Fürstentreue gibt. Beide sollen sich zwar nicht ausschließen; immerhin können wir praktisch beobachten, daß sie früher ja Gegenläufig gestempelt worden sind. Dieser Zweifelsitz wirkt heute noch nach. Vielleicht liegt hierin z. B. eine Erklärung für den Parteigegensatz. Damit will ich nicht sagen, daß die Volkspartei als solche u. u. Treue gegenüber dem Volke kenne. Auf den Begriff der Treue zum Volke will ich weiter weder historisch, noch politisch eingehen. Soviel darf zur Klärung immerhin gesagt werden, daß die rechtliche, kulturelle und wirtschaftliche Gebuna des Volkes in erster Linie im gegenwärtigen Verfassungskampf

eine Rolle spielt, mag auch dies dem Einzelnen von heute noch wenig zum Bewußtsein kommen. Volkstreue betätigt sich im Ausbau der Rechte des Volkes in Demokratie — ihr Feind ist jedes Geblertum, das System volkstreuender Beamter und was drum und dran hängt. Das seit langer Zeit und noch in den letzten Jahren offenkundig zur Schau getragene Mißtrauen gegen alle politischen Regungen der Volksseele ist als Ueberbleibsel des Polizeistaates unvereinbar mit der Treue zum Volke. Die Volkstreue verlangt in Zukunft, daß der Monarch mehr im Lande weilt, daß nicht auswärtig wohnende Behörden bestehen u. a. m. Neben den dynastischen Interessen haben die Interessen des Volkes ihre Berücksichtigung zu finden. Wie schon bemerkt, müssen sich nicht nur ideal, sondern auch realpolitisch Fürstentreue und Volkstreue zusammensuchen, ja einander ergänzen. Das ist es aber nicht, wenn selbst hohe Persönlichkeiten sich äußern, „ja mit dem Volke kann man alles machen, wenn nur seine Führer nachgeben“ und wenn sie die Sprache der Maschinengewehre und Pistolen als Kernasmitel nehmen. Das ist kein Ausdruck der Volkstreue. Ich bitte den Herrn Gesandten ja auch recht volkstreu zu antworten!
Es ist eine eigentümliche Wiederkehr in der Geschichte, wie wir aus Nachfolgendem ersehen:
Mit Ihrem Vorwurfe, ich sei republikanisch angehaucht, geht es mir, wie unserem unvergesslichen Geschichtsschreiber Peter Reiser. Seine Geschichte des Fürstentums Liechtenstein schloß er mit einer freimütigen und offenen Kritik an den damaligen Zuständen ab. Gleich nach dem Erscheinen (1847) seines Buches bezeichnete man es deshalb in höflichen Kreisen als „leichtes“ Werk. Und vor nicht gar langer Zeit hat noch ein Autokrat geschrieben, Kaiser sei republikanisch angehaucht, ja schwärmerisch veranlagt gewesen. So hat man diesem Mann aus dem Volke Steine ins Grab hinab nachgeworfen, weil er in das damalige fremdbotische System hineingekündet hat. Nehulich wie Peter Reiser acht es mir, und meine Wenigkeit hat doch den einen Trost: nämlich einen großen Vorfahren zu haben.
Aus den Ausführungen meines Gegners scheint hervorzugehen, daß er mich auch deshalb republikanisch findet, weil ich einen Post- und Postanichluß an die Schweiz will. Doch bei mir, das kann ich diesen Herren versichern, geben sachliche Momente den Ausschlag und nicht Sonderinteressen, wie man es bei andern nur zu gut merkt. Diese sachlichen Momente sind dem Gegner so gut bekannt wie mir. Für sie werde ich einstehen. Ich könnte es mit meinem Gewissen nicht verantworten, wenn durch meine Schuld Kind und Kindeskind aus einer unglücklichen Wirtschaftsehe erblich belastet würden. Das sind sie aber bei einem Rollanichluß an die gesunde, wohlgeordnete Schweiz nicht.

Feuilleton.

Die Märchenprinzessin.

Original-Roman von M. Hohenhausen. (Nachdruck verboten.)

Freig von Böheim war in die Nacht hinausgestürzt, ohne darauf zu hören, ohne nur noch zu antworten.
Der Zurückgebliebene perre die Türe zu und begab sich wieder nach jenem Zimmer zurück, wo die Unterredung stattgefunden hatte. Auf dem Wege liierte im Selbstgespräch: „Narr, wenn ich klage, bekomme ich das Gut noch billiger. Ich mache keine halben Geschäfte.“
Als er dann in das alte, niedere Zimmer trat, blieb er plötzlich unter der Türe stehen, und hob die Rechte vor die Augen, als blendete ihn mit einem Male der Lichtschein. Es war aber keine Täuschung. Witten im Zimmer stand da eine Gestalt, der enAnwesenheit ihm so unbegreiflich erschien, daß er glaubte, es sei ein Spud.

Erstochen hielt er sich an der Türbrüstung fest:
„Du?“ rief er heiser, „wie kommst Du hierher — was willst Du hier?“
Die aber inmitten dieses Raumes stand, bleich, hoch aufgerichtet, war Ellen Ronnefeld. Sie stand dem Vater mit blickenden Augen gegenüber.
14.
Ellen Ronnefelds Antlit erichien in der Beleuchtung noch fahler als sonst. Ihre Hände waren geballt, ihre Brauen zuckten, Sie trug einen langen Sportmantel und einen kleinen Hut, der einfach mit einer Schleife aufgesteckt war. Zehnt unspannte sie mit der Rechten die Lehne eines Stuhles.
„Ich muß mit Dir sprechen!“
„Hier?“
„Das hätte zu Hause auch gesehen können!“
Krachend schlug er die Türe zu.
Während Ronnefeld durch das unerwartete Erscheinen seiner Tochter zuerst wie gelähmt war, wurde er nun umso beweglicher, Dicht vor ihr blieb er stehen und fragte in barschem Ton:
„Wer hat Dir verraten, daß ich hier bin? Vielleicht Better John?“
„Nein! Zufällig sah ich Dich in dieses Haus

eintreten. Das fiel mir auf, denn ich konnte mir nicht denken, was Du hier suchst. Da fragte ich eben nach.“
„Also — Du spionierst mir nach?“
„Du magst es nennen, wie Du willst. Aber das schlimmste ist, daß ich erfahren habe, welche Geschäfte Du hier machst, und wie Du das Geld vertriehst, das draußen in der Villa verschwenket wird.“
„Du willst Du vielleicht Deinem Vater Vorwürfe machen?“
„Nein!“
„Was willst Du denn?“
„Ich verlange“ — — —
Er unterbrach sie ungestüm: „Dho, — verlangst Du gebrauchte falsche Worte! Du verlangst halt Du gar nichts! Verstanden? Willst Du mich vielleicht zu etwas zwingen?“
Für ein paar Sekunden war es still.
Ellen Ronnefeld mochte früher nie an die Möglichkeit gedacht haben, daß einmal eine solche Abrechnung kommen würde. Aber etwas Anderes, etwas Stärkeres als das Empfinden, daß es ihr Vater war, gegen den sie nun kämpfte, ließ sie mit einem Ruck den Kopf heben:
„Ja, ich verlange — — —

„Ich will, daß Du an Herrn von Böheim die geforderten vierzigtausend Mark bedingungslos zuschickst und daß Du ihm die andern Schuldscheine“
„Du Wage nicht, mich zu reizen!“
zerrissen beilegt. Was er Dir ehrlich schuldig ist, wird er freiwillig an Dich zahlen, wenn er es ermöglichen kann.“
„Du bist ja wahnsinnig! — Was verstehst Du von Geschäften!“
„Ich habe belauscht, was hier gesprochen wurde! Du willst Herrn von Böheim zu Grunde richten, um dadurch für ein Spottgeld selbst Besitzer des Gutes zu werden.“
„Das beabsichtige ich nicht! Du bist rein verriickt.“
„Du wirst tun, was ich verlange?“
„Nein, — nein, — und immer nein! Wehr sage ich nicht! Und nun gehen wir!“
„Noch nicht! Erst muß gesehen, was ich von Dir fordere!“
„Dann kannst Du meinewegen bleiben, solange Du willst!“
Damit wandte er Ellen den Rücken zu und ging zur Türe. Aber Ellen ließ ihn nicht los, Sie rief ihm bebend zu:

Wenn Sie mich, weil ich eine bis auf die Knochen demokratische Monarchie erkämpfte, einen Republikaner nennen wollen, wohlan, tun Sie es!

Dies alles vorausgeschickt, wollen wir die vom Herrn Geandten zur Massenbeeinflussung in die Welt hinausgeschleuderte Unwahrheit über meinen Republikanismus prüfen.

a) Ich hatte schon mehrfach mündlich und schriftlich die Ehre, meinen Standpunkt dem Herrn Geandten auseinanderzusetzen, so daß er beim Schreiben des Artikels nicht im geringsten Zweifel sein konnte. Nicht umsonst und jedenfalls nicht, weil ich Republikaner sein soll, hat man mich von Wien aus um Gedankenaustrausch mehrmals angegangen. Leider habe ich dabei früher schon so schlechte Erfahrungen in verschiedener Hinsicht gemacht, daß ich hierauf lieber verzichte. Oder soll ich mehr sagen, damit die Leser selber ihr Urteil bilden können?

In einem Brief vom 6. April 1920, der an Deutlichkeit über meinen Standpunkt nichts zu wünschen übrig läßt, präzisierete ich (bisher und noch über Unregelmäßigkeiten Eindruck. In wohlwollender, ja belobender Weise erhielt ich hierauf über meine „mehrfach erwiesene Loyalität“ (1) d. h. wohl gegenüber dem Landesfürsten, die gewiß schwerwiegende Anerkennung des Herrn Geandten. Also im April erhielt ich diese Anerkennung und trotzdem wirt man mir eine Neußerung von Bern vom Januar 1920 vor und bringt diese mit einer fremden Zeitungsnotiz in Verbindung. Diese Kapit und Schnüffelerei nach republikanischer Gesinnung ist nicht jedermann eien.

Indem beweisen auch andere Schreiben, z. B. aus jüngster Zeit, daß mich der Herr Geandte persönlich, also nicht vor der Öffentlichkeit, anders einschätzt. Vor der Öffentlichkeit muß man doch die Masse beeinflussen und Gesetzt machen. Nicht wahr?

b) Der Herr Geandte stellt die Sache so dar, als ob die Stimmungsmaße der Schweizer „Republikanischen Blätter“ für den Rollvertrag mit Vöckelstein mit meiner Bemerkung bei den Berner Verhandlungen: „Vorläufig ist Vöckelstein noch eine Monarchie“ im Zusammenhang stände. Keine Bemerkung sei allerdings faktuell als rednerische Entlassung aufgefaßt worden.

Ueber eine Ihrer Bemerkungen, die mehr als rhetorisch entgleist war, habe ich oben bei der Besprechung der Vöckelsteinschädigung berichtet. Im übrigen folgendes: Republikanische Blätter. Ihre geradezu leichtfertige schlüsselförmige Vöckelsteinschädigung erhellt aus der Vermutung, mit der Sie einen Artikel jener Blätter mit mir und meiner angeblich republikanischen Gesinnung in Beziehung bringen. Es ist das ein in Nummer 46 jener Blätter erschienener redaktioneller Artikel, der über untern angeführten Rollantritt berichtet und dessen Inhalt dem Sinne nach übrigens in andern Schweizer Blättern schon vorher erschienen war. Diese Verächtlichmachung paßt zum Vorwurf wegen meiner, schweizerischen Studien, der Bragis in dort, und meiner Liebe zur Schweiz.

Die Antwort auf diese unwahre Verächtlichmachung erhalten Sie in nachfolgendem Schreiben:

Herrn Dr. jur. W. Bek. Vaduz.  
Sehr Dank!

Man macht mich auf die in Nummer 55 des „Vöckelsteiner Volksblatt“ angeführte Artikelserie des Herrn Dr. Eduard Brinzen von Vöckelstein aufmerksam, in welchem dieser Aristokrat in einem sehr wenig fürsichtigen Ton über Sie herfällt. Sie werden darin in verächtlicher Zusammenhänge mit dem Artikel gebracht, der am 5. Juni in „Schw. Republ. Bl.“ bezüglich des schwebenden Rollabkommens der Eigenoffenheit mit dem Fürstentum erschienen ist und Ihre öffentliche Stellung in Vöckelstein wird durch Anspielungen in trübem Licht gestellt, als ob Sie dem wenig patriotischen Wert oblagen, zum Schaden Ihrer Heimat eine ausländische Presse falsch zu unterrichten.

In der Annahme, daß diese Anarische, die mehr durch den Namenszug des Autors, als den Ton ihre hohe Abkunft verraten, für Sie Herr Doktor, in hohem Grade unangenehm sein müssen, beziehe ich mich der Wahrheit zur Ehre festzustellen, was folgt:

„Dann erhebe ich mich selbst zu Deiner Anklägerin!“  
„Du?“ — Seine zornfunkelnden Augen streiften ihre Gestalt.  
„Ja — ich — ich werde Dich bei Gericht verklagen!“

Wie sie so ruhig da stand, die Lippen fest aufeinander gepreßt, da mußte er ihren starken Willen fühlen, der nicht nur mit Worten drohte, sondern auch bereit war, die Drohung wahrzumachen. Sie schien mit einem Male eine andere geworden zu sein. Alles Gedrückte, schon Mädchenhafte schien sie mit einem Ruck abgestreift zu haben.

„Weshalb?“  
„Ich will es nicht aussprechen, wenn ich nicht dazu gezwungen werde. Wegen der — Geschäfte, die hier gemacht wurden!“

„Und weshalb soll ich gerade Herrn von Böhme eine so besondere Wohlthat, ein solches Entgegenkommen erweisen?“

Ein kurzes Sägen! Ellen Monnefeld schien ein paar Augenblicke mit sich selbst zu kämpfen. Ihr Gesicht wollte sie nicht preisgeben. Doch dann antwortete sie in der gleichen, bisher mühsam bewahrten Ruhe:

1. Jener Artikel in den „S. N. Bl.“ stammt aus meiner Feder, war vom Standpunkt des Schweizer aus geschrieben und stützte sich auf Erörterungen des Rollvertrages in schweizerischen Blättern.

2. Sie haben durch sofortige Veröffentlichung bei mir die Richtigkeit jenes Artikels angefochten und eine den Verhältnissen und Interessen Vöckelsteins gerecht werdende Rekrifikation in Nummer 45 veranlaßt, die wiederum redaktionell verfaßt und, was die Politik Vöckelsteins anbetrifft, nach meinen eigenen Seiten und hierseitigen Anschauungen umgearbeitet wurde. Von dem Jhnen vorgeworbenen Republikanismus hatte ich bei jener Unterhaltung selber wenig bemerkt. Auf eine diesbezügliche Andeutung meinerseits und den Vergleich mit dem Fürstentum Neuenburg erklärten Sie sehr unklar, daß das Volk von Vöckelstein fühle sich mit dem angestammten Fürstentum in aller Treue und Loyalität verbunden und kein Vöckelsteiner denke daran, diesbezüglich etwas abzuändern. Wenn eine Annäherung an die Schweiz gewünscht werde, erstrecke dieser Wunsch sich in keinem Punkt über das Wirtschaftliche und Verfassungspolitische hinaus. Man dürfe Vöckelstein diesbezüglich nicht mit Vorarlberg verwechseln.

3. Die „S. N. Bl.“ werden nicht in der Tizig gedruckt, in welcher das von Ihnen redigierte Blatt erscheint, und wer meine Haltung zu den leitenden Organen jenes Druckereunternehmens kennt, weiß, daß jeder Verdacht der Intimität zwischen jener und unserer Druckerei ausgeschlossen ist.

Weinerseits habe ich noch zu bemerken, daß wir absolut kein besonderes intensives Streben nach einer Vereinigung des Fürstentums mit der Eigenoffenheit an den Tag legen. Wir lieben unsere Nachbarn im Bündli, sind gerne bereit, nach den Umgestaltungen des alten österr. Staates ihnen gegenüber jene Dienste und Obliegenheiten zu übernehmen, die sie ausuben vor teilhafter an einen größeren Nachbarstaat abzutreten u. fremen uns, wenn wir ihnen nützlich sein können. Wir halten die republikanischen Ideale für etwas zu Großes, als daß wir irgend wie Wert darauf legen, daß sie gerade in Ihrem kleinen, von einem populären Monarchen regierten Ländchen sich verwirklichen. Sie haben Neuland genug gewonnen und es wird die Sorge eines Jahrhunderts sein, sie dort zu festigen und zu vertiefen. Unsere ideale Aufgabe ist nicht, den Republikanismus in andere Länder zu tragen, sondern ihn im eigenen Lande als lebendige Idee und nicht bloß tote Buchstaben wieder zu erwecken.

Indem ich glaube, Ihnen dies auf die gegen Sie gerichteten persönlichen Anarische mitteilen zu sollen, spreche ich nochmals mein Bestreben über die auf Vermittlung u. Argwohn gestützte Polemik eines Mitabredes der hohen Aristokratie einem Mann aus dem Volk gegenüber aus und verbitere Sie meiner ergebenen Hochachtung  
R. V. K u d i

Redakteur der „Schweizer. Republ. Blätter“.  
Zu diesem Schreiben will ich nicht mehr viel hinzufügen. Nun, mein Herr, was sagen Sie dazu? Genügt es, einfach auf die Tatsache hinzuweisen, daß die „Nachrichten“ und der „Vöckelsteiner Unterländer“ und die „Schweizer. Republ. Blätter“ an beiden Orten, aber nicht in der gleichen Druckerlei herausgegeben werden, so leicht ein schwerer Verdacht auszusprechen? Gerade umgekehrt verhält sich die Sache: Ich habe eine Nichtigstellung jenes Artikels veranlaßt; die Nichtigstellung wurde redaktionell verfaßt und enthält selber wieder einige Gedanken, mit denen ich nicht einverstanden bin und die nicht richtig sind. Ich will nur einiges aus jenem zweiten Artikel bringen: „Auf die Bemerkungen über die Verhältnisse des Vöckelsteinschen Rollantrittes in letzter Nummer sind uns aus Vaduz folgende Orientierungen zugegangen: Es ist unrichtig, wenn man von einer Rollunion spricht. Vöckelstein begehrt im Rollgebiet der Schweiz anzukommen, was als Rollantritt bezeichnet werden muß. Der Rollvertrag im Verhältnis zu Oesterreich war in den letzten Jahren 250—300.000 Kronen. Vöckelstein bildete mir Vorarlberg zusammen ein Verrechnungsgebiet des österr. Rollzoll. Der Vertrag dieses Gebietes wurde auf den Kopf der Bevölkerung in durchschnittliche Berechnung gebracht und die mit den Jahren wachsende Summe dem Lande Vöckelstein auch gegenüber der Schweiz auf eine gleiche Auszahlung nicht verzichtet. Da es an den Subventionen und Vorteilen, welche das Schweizervolk aus dem Ergebnis der Rolle genießt, keinen Anteil hat, ist es nur billig und recht, daß ihm nach dem im Vertrag vorgesehenen Formeln ausgerechneten Grundlaage sein Anteil an den Rollnahmen rückveräußert wird. Der Vertrag des Rollantrittes ist fertig erstellt und harret gegenwärtig der Unterzeichnung durch die beiden Behörden.“

„Weil ich — ihn liebe, weil ich nicht will, daß er aus dem Erbe seiner Ahnen vertrieben werde, damit Du daraus eines Deiner abhässlichen Geschäfte machst, die ich so verachte!“  
„Du siehst ihn? Hast Du vergessen, was ich von Dir verlangte?“  
„Nein!“

„Wie kannst Du dann so reden?“  
„Meine Liebe kannst Du nicht zwingen!“  
„Und wenn ich nicht will?“  
„Dann führe ich meine Drohung aus. Und auch dem Better John werde ich meine Hand nicht ziehen.“

Direktor Karl Monnefeld rannte wütend im Zimmer umher. Sein Wort brachte er hervor. Endlich blieb er vor Ellen stehen.

„Und wenn ich Deinen Willen erfüllte?“  
„Mit tonloser, aber doch entschlossener Stimme antwortete das Mädchen:  
„Dann werde ich schweigen und Deinen Willen erfüllen.“

„Und Johns Werbung annehmen?“  
„Ja!“  
„Gut! Laß uns gehen!“  
Aber Ellen schüttelte den Kopf.

Kopf der Bevölkerung in durchschnittliche Berechnung gebracht und die mit den Jahren wachsende Summe dem Lande Vöckelstein auch gegenüber der Schweiz auf eine gleiche Auszahlung nicht verzichtet. Da es an den Subventionen und Vorteilen, welche das Schweizervolk aus dem Ergebnis der Rolle genießt, keinen Anteil hat, ist es nur billig und recht, daß ihm nach dem im Vertrag vorgesehenen Formeln ausgerechneten Grundlaage sein Anteil an den Rollnahmen rückveräußert wird. Der Vertrag des Rollantrittes ist fertig erstellt und harret gegenwärtig der Unterzeichnung durch die beiden Behörden.“

Man sollte nun doch glauben dürfen, daß einem Diplomaten solche Schritte nicht passieren könnten! Der „Argus“ der Presse in Genf weiß zwar vieles zu berichten, leider nicht immer das Richtige! An den Türen des geheimen Redaktionskomitees der „D. N.“ gibt es nichts zu hören, da dieses Blatt jede Kammerwirtschaft grundsätzlich bekämpft und in diesem Bestreben Nachahmung zu finden hofft.

Was würde der Herr Geandte dazu sagen, wenn ich von ihm als Diplomaten Auskunft über die Richtigkeit von Meldungen über ihn in der Wiener Presse verlangte? Dort ist ja die Tätigkeit des Herrn Geandten mehr als erwünscht beleuchtet worden. Davon wird man auf der allwissenden Wiener Geandtschaft auch Kenntnis haben.

Meine Bemerkung in Bern. Es ist ungeschön von einem Prinzen, um nicht mehr zu sagen, wenn er meine Worte: „Vorläufig sind wir noch eine Monarchie“ in einem völlig verdrehten untergeschobenen Sinn zitiert. Keine Worte habe ich anlässlich der Besprechung der Stellung der Rollbeamten im Lande und Anpassung der bezüglichlichen Vorschriften an unsere monarchischen Verhältnisse in dem Sinne gebraucht; daß man nun einmal beim Rollantritt u. seiner Durchführung mit den Eigentümlichkeiten einer Monarchie rechnen müsse, und so lange als wir eine Monarchie seien. Damit habe ich, wie ja der Geandte selber zugeben muß, gar nicht die Absicht geäußert, daß unter Land nur mehr „vorläufig“, d. h. einstweilen bis etwas anderes an die Stelle trete, eine Monarchie sei. Wenn ich solche Absichten hegen würde, so wäre ich jedenfalls nicht zuerst in diesem Sinne in Bern tätig. Wenn Sie zitiieren, führen Sie die Rede auch jüngerem an, den e i n e n Rat gebe ich Ihnen. Niemals hätte ich geglaubt, daß ein schlaues Diplomat alten Schlages zu solchen Kampfmitteln greifen würde. Wenn es nun notwendig wird, werde ich Ihre verschiedenen Neußerungen über unsere jetzige Regierung u. a. zum Wortgemäß anführen. Ich brauche sie sicherlich nicht zu verdrehen, um verstanden zu werden.

Nebenbei gestatte ich mir noch die Bemerkung, daß es in Zukunft wünschenswert ist, wenn auch andere Kommissionsmitglieder bei solchen Konferenzen neben Ihnen mehr zum Worte kommen. Denn in erster Linie sollen die geborenen Vöckelsteiner Rücksicht geben. Sowie zu dieser unwahren Aufmachung.

VIII.  
Zusammenfassend ist hervorzuheben, daß der Herr Geandte auf jene vier Fragen eine kurze, bündige aber vollständig wahre Antwort nicht geben will und nicht gegeben hat. Der Korrespondent wartet noch auf die richtige Auskunft.

Der Schlag mit seiner Artikelserie sollte andere, besonders mich und die Führer der Volkspartei ins Herz treffen. Auf die lange Antwort war ich gezwungen, in einer ebenfalls langen Antwort zu erwidern. Besonders hervorheben möchte ich, daß ich in diesen Artikeln nur ein einziges aus meiner Sammelmappe zur Aufklärung der Leser geboten habe. Es ist noch mehr Stoff vorhanden. Wenn der Kampf weiter gehen sollte, so werde ich nicht mehr so viel zurückstellen.

Vermendend ist es, daß der Herr Geandte gerade an mir seinen Groll auslassen will, wo er doch auch gegebene Verbindungen kennen sollte. Die treibenden Beweggründe zu diesem Handeln liegen offen zu Tage und ich werde mich darnach richten. — Wohl ist mir bekannt, daß der Herr Geandte in Wien gegenüber der Hofkanzlei, Mitgliedern des Fürstentums usw. einen recht schweren Standpunkt hat und

„Nein, erst will ich Gewißheit haben!“  
„Was meinst Du damit?“  
„Ich will die Schuldscheine Herrn von Böhme ausgehändigt haben.“

„Zu welchem Zweck?“  
„Ich werde sie zerreißen und ihm zuwenden!“  
„Dann wird er natürlich gar nichts mehr zahlen!“  
„Er müßte ja ein Narr sein, wenn er es täte.“  
„Er wird bezahlen, aber nicht mehr, als er in Wirklichkeit erhalten hat. Ich werde ihm das schreiben.“

Da ging Monnefeld an den Schreibtisch. Seine Zähne knirschten; aber er sperrte ein Schubfach auf, suchte darin und reichte Ellen mehrere Schriftstücke, die sie aufmerksam prüfte. Dann nickte sie und sagte laut:

„Und jetzt, bitte, die vierzigtausend Mark, die er noch verlangte!“

„Das kann ich nicht!“  
„So halte ich mich auch nicht mehr an mein Wort.“

„Gut! Ich will auch dies unbillige Verlangen noch erfüllen. Aber morgen Abend, mein Kind, — da wirst Du Verlobung feiern!“  
„Morgen schon? Er hat mich ja noch gar nicht

gefragt.“  
„Das wird er morgen schon tun!“  
„Er erhält mein Jawort!“  
„Gut!“  
Monnefeld sperrte ein anderes Schubfach auf und zählte aus diesem seiner Tochter mehrere Wertpapiere vor. Krachend schlug er dann das Fach wieder zu.

„Ich habe mein Wort eingelöst!“  
„Ich werde das meine halten. Aber mein Herz wird immer dem andern gehören. Das werde ich John sagen.“

### Anton Johansen, der nordische Seher.

Ueber den am 24. Mai 1858 in Käarna (Nordwestschwedens) als Bauernsohn geborenen Anton Johansen berichten die „Münchener N. Nachr.“ (Wir geben die Mitteilungen unter allem Vorbehalt wieder, Red.): Er ist nicht verheiratet, hat übrigens während seines ganzen Lebens jegliche völlige Enthaltsamkeit durchgeführt, niemals Alkohol getrunken und nie geraucht. Der stämmige Mann, mit gelblichen Augen in dem frischen, bartumwallten Gesicht vertrat keinen Hauch krankhafter Veranlassung. Er zeigt in Worten und Werken echte Gläubigkeit. Am Charfreitagmorgen 1884 überfiel ihn nach einer schlaflosen Nacht plötzlich ein Traumzustand, in dem er zwei seiner Brüder an einer ihm bekannten Stelle des Meeres liegen sah. Tags darauf fand man sie dort: sie waren bei einem Sturm untergegangen.

4 oder 5 Jahre später hatte Johansen wieder eine Vorahnung. Während er in der Kirche wartete, bis einige Mitglie der d. Gemeinde das Abendmahl empfangen hatten, hörte er, daß eine Stimme ihm ins Ohr flüsterte: Bete Du für diese Abendmahlsgäste! Eine Woche darnach sahen drei von diesen Leuten zu einer Abendmahlstunde und ertranken auf dem Wege.

Die große Vision ward ihm jedoch erst im Jahre 1907 zuteil, in der Nacht vom 13. zum 14. November. Da sah er nicht nur die Schicksale seiner Familie und den Brand von Bergen voraus, sondern auch den Weltkrieg. Es wurde ihm offenbart, daß ein Weltkrieg kommen werde; er sah von Finnmarken bis Skalfutta — etwa wie ein Schulknabe eine Landkarte überblickt — und besonders deutlich nahm er die Schicksale an der deutschen Ostfront wahr. Auch über das Jahr des Kriegsausbruchs erhielt er richtige Auskunft durch einen symbolischen Vorgang. Dies ereignete sich also im Jahre 1907. Kurz vor Weihnachten 1913 fuhr Johansen nach Christiania zum Kriegsminister und nach Stockholm zum Oberst Melander, um ihnen von seiner Vision zu erzählen; und Ende Mai 1914 schrieb er, durch neue „Reichen“ erleuchtet, nochmals an beide Stellen: der Weltkrieg stehe unmittelbar bevor. Weiteres jagte er voraus in betreff des Kriegsendes und der Friedensverhandlungen.

Für die Zukunft propheteit der Seher (außer Erdbeben, Ueberflutungen, Krankheiten): Fortdauer der Unruhen in Deutschland, bis 1921, den Abfall Andriens von England (die Hauptkämpfe finden statt zwischen Skalfutta und Delhi), Krieg zwischen Frankreich u. Spanien (in etwa 10 bis 15 Jahren), Krieg zwischen Frankreich und Rußland auf der einen Seite, Schweden und Norwegen auf der andern Seite, und zwar im Jahre 1953.

### Schule und Christentum.

Am 6. Juli 1920 erklärte der bekannte italienische Philosoph und derzeitige Unterrichtsminister Croce: „Ich kann nicht die Besize der gottlosen und neutralen Schule annehmen, das heißt, einer des belebenden Geistes beraubten Schule, einer Schule, die sich dem gegenüber gleichgültig erklärt, was ihr wesentlicher Zweck sein müsse, so wie es ihr Lebensprinzip ist: die Erziehung.“

„Nein, erst will ich Gewißheit haben!“  
„Was meinst Du damit?“  
„Ich will die Schuldscheine Herrn von Böhme ausgehändigt haben.“

„Zu welchem Zweck?“  
„Ich werde sie zerreißen und ihm zuwenden!“  
„Dann wird er natürlich gar nichts mehr zahlen!“  
„Er müßte ja ein Narr sein, wenn er es täte.“  
„Er wird bezahlen, aber nicht mehr, als er in Wirklichkeit erhalten hat. Ich werde ihm das schreiben.“

Da ging Monnefeld an den Schreibtisch. Seine Zähne knirschten; aber er sperrte ein Schubfach auf, suchte darin und reichte Ellen mehrere Schriftstücke, die sie aufmerksam prüfte. Dann nickte sie und sagte laut:

„Und jetzt, bitte, die vierzigtausend Mark, die er noch verlangte!“

„Das kann ich nicht!“  
„So halte ich mich auch nicht mehr an mein Wort.“

„Gut! Ich will auch dies unbillige Verlangen noch erfüllen. Aber morgen Abend, mein Kind, — da wirst Du Verlobung feiern!“  
„Morgen schon? Er hat mich ja noch gar nicht

gefragt.“  
„Das wird er morgen schon tun!“  
„Er erhält mein Jawort!“  
„Gut!“  
Monnefeld sperrte ein anderes Schubfach auf und zählte aus diesem seiner Tochter mehrere Wertpapiere vor. Krachend schlug er dann das Fach wieder zu.

„Ich habe mein Wort eingelöst!“  
„Ich werde das meine halten. Aber mein Herz wird immer dem andern gehören. Das werde ich John sagen.“

„Darnach wird er kaum fragen.“  
„Dann habe ich hier nichts mehr zu tun!“  
Sie steckte alle Papiere in ihre Handtasche. Dabei spürte sie doch ein Kröpfeln. Sie empfand, sie hatte sich verkauft, um Fritz von Böhme zu retten, um ihn von dem Zwange seiner Schulden frei zu machen, damit ihm das Erbe seiner Väter nicht verloren war. Damit aber mußte sie alle eigenen Hoffnungen begraben. Sie hatte sich selbst geopfert. Nun fühlte sie eine eisse Kälte.